

VERDASZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 6. Monatlich vier Nummern. Berlin, 3. Februar 1890. Preis: Vierteljährlich 2½ Mark. 36. Jahrgang.



Augusta,
Erste Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.
Nach einer Photographie von F. Jamrath u. Sohn, kgl. Hofphotographen, Berlin.

Marie Luise Augusta Katharina, verwitwete Kaiserin und Königin, entschlafen am 7. Januar 1890.

Nachdruck verboten.

Wirt das Leben einer großen und edlen Frau, von der Vorsehung zu höchster, weithin sichtbarer Stelle erhoben und mit der Kraft zu umfassender segensreicher Thätigkeit ausgerüstet, stärfend, erquickend, ja beglückend auf alle, denen ein so erhabenes Schauspiel zu würdigen gegeben ist, so endet dieser mächtige Einfluß mit dem Abschluß jenes reichen und schönen Lebens nicht! Die Majestät des Todes erhebt die Erinnerung zu unvergänglichem, köstlichem Besitz, zu fortwirkender seelenfördernder Kraft, und jede große und gute That, jedes edle, geisterrückte Wort der Entschlafenen füllt sich mit eigenem Leben

„und strebt unsterblich, wie sie sterblich strebte.“

Darum darf uns auch nicht die Trauer überwältigen, wenn der Tod uns endlich entzog, was so lange unser Stolz und unser Glück gewesen. Auch das Leben der Größten vollendet einmal seinen Lauf, der Ring ihres Daseins muß sich schließen und zur Erde muß wieder werden, was der Erde angehört: ist doch das Unirdische an ihnen gerettet, wenn der Leib zur Gruft sinkt, und beginnt jenes zweite Leben unter uns, das nie erlischt.

So schweigt denn unsere laute Klage am Totenbette jener erhabenen Frauengestalt, die zwei Menschenalter hindurch an hoher Stelle unter uns gelebt, gewirkt, gestrebt und gelitten hat; wir müßgönnen ihr nicht die endliche Ruhe in stiller Gruft nach des Lebens heißem, mühevollen Drange, aber immer wird vor unserer dankbaren Erinnerung stehen Karl Augusts edle, hochsinnige Enkelin, Kaiser Wilhelms ebenbürtige, geistesstarke Gattin und des heißbeweinten, unvergesslichen Kaiser Friedrichs erhabene, teure Mutter. In ihr segnetes Leben, das nun erlosch, uns nachstimmend zu versetzen, sei unseres Herzens stille, wehmütige Feier an ihrem frischen Grabbügel!

Marie Luise Augusta Katharina entschlafte einem Ehebunde, über den eine der herrlichsten Dichtungen Schillers verklärte Weihe ausgegossen, der Verbindung von Karl Augusts ältestem Sohn, Karl Friedrich mit Marie Paulowna, Großfürstin von Rußland; am 30. September 1811 erblickte sie das Licht der Welt, drei Jahre nach ihrer Schwester Marie, die ihr durch das ganze Leben hin in untrennbarer Herzensanhänglichkeit verbunden bleiben sollte.

Ueber ihrer Geburtsstunde stand leuchtend ein wunderjam Phänomen, der schönste Komet, am Himmel: von dem milden Feuer, von der ausdauernden Kraft, von der bezaubernden Güte, die jene Himmelercheinung der reisenden Traube einflößte, ist ein Teil — und kein geringer — auch dem Lebensblut des fürstlichen Kindes beigemischt und blieb ihm eigen bis zur letzten Stunde.

Gute Genien überwachten segnend die Jugendjahre des zu hoher Bestimmung vom Weltgeist erkorenen Kindes: die innige Liebe des weisen Großvaters, die sorgende Zärtlichkeit des treuesten Elternpaares, die herzliche Anhänglichkeit des ganzen Volkes, und Deutschlands größter Dichter verschmähte es nicht, an des Kindes Geistes- und Herzensbildung sich voll tiefen, gleichsam vorahnenden Interesses zu beteiligen. Auch des deutschen Vaterlandes wiedererrungene Freiheit, neues Gedeihen in neuen Formen und daraus entspringende gesteigerte Lebensfreudigkeit am Weimariischen Hofe goß Sonnenschein aus auf die ersten Lebensjahre des teuren Kindes.

Unter so glücklichen Auspizien entfaltete sich die junge Blüte zu schöner Vollendung. Eine liebliche Erscheinung voll angeborener Grazie und reizender Natürlichkeit, gewann sie aller Herzen, ward sie der allgemeinen Liebe und Hingebung immer werter: abgewandt der steifen Hofetikette, die auch in ihren fürstlichen Eltern keine Begünstigung fand, gedieh sie im Gefühl edler reiner Menschlichkeit, gedieh sie im Genuß der schönen Natur ihres kleinen gesegneten Vaterlandes, wuchs sie auf unter dem nie unterbrochenen Einfluß der größten Geister ihres Jahrhunderts, und die Kunst in ihren mannigfachen Offenbarungen tränkte und nährte ihre strebende Seele.

Den hohen und berühmten Gästen des in heiterer Hospitalität nie ermüdenden Weimariischen Hofes wurden bald die beiden lieblich erblühenden Töchter Maria Paulownas sanft fesselnde Magnete, und manches großen Mannes Augen ruhten mit hoher Beachtung vornehmlich auf der holden Erscheinung der jüngeren Schwester. Alexander von Humboldt namentlich gewann von ihrem Wesen den günstigsten Eindruck und erstreute sich ihres in so früher Jugend doppelt beachtenswerten festen und selbständigen Charakters. „Dazu spricht ein lebendiger und durchdringender Geist aus ihrem Blick; ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll, und ihre ganze Gestalt wird sich in einigen Jahren gewiß noch schöner entwickeln, als sie jetzt schon erscheint.“ Als Humboldt die junge Prinzessin so charakterisierte, war dieselbe kaum dem Kindesalter entwachsen, hatte eben das fünfzehnte Lebensjahr zurückgelegt und stand vor dem bedeutsamen, ihr ganzes Wesen durchdringenden und erfüllenden Akt der Konfirmation. Am 21. August 1827 führte sie der feinsinnige Oberhofprediger Dr. Köhr in feierlichster Weise und mit Geleitsworten voll edelster Humanität in die Gemeinschaft selbständiger evangelischer Christen ein. „Wo immer auch,“ so schloß er, „Ihr Wirkungskreis sein möge, immer wollen Sie sich bemühen, Thränen zu trocknen, Wunden zu heilen, Kummer zu lindern und frohe, glückliche Menschen zu machen! Und würde Ihnen das Weh der Welt und eine rauhere Berührung des Schicksals nicht erspart, so mögen Sie im Glauben und in der Ergebung den Trost finden, der über alles Ungemach siegreich erhebt!“

Herrliche, tiefempfundene Worte! Sie haben wie in leuchtenden Schriftzügen der Prinzessin auf ihrem ganzen ferneren Lebenswege unaussprechlich vorgezeichnet, und ihrer Mahnung zu gehorchen, hat es auch die hochbetagte kaiserliche Greisin unablässig getrieben: ihre letzten Handlungen und Verfügungen noch waren im Geiste jener an Gottes Altar empfangenen Mahnung gehalten.

Das „Weh der Welt“, auf welches sie vorbereitet worden, ließ nicht lange auf sich warten. Kaum ein Jahr nach jener hohen Feier ward ihr der zärtlich geliebte Großvater, der, seinen ersten Urenkel, den Prinzen Friedrich Karl, aus der Taufe zu heben, nach Berlin gereist war, auf der Rückfahrt von da durch einen plötzlichen Tod entzissen — ein tiefer

Schmerz für die innig empfindende, treue Seele des wackeren Mädchens, dem der Verstorbene das Ideal eines fürstlichen Greises, ein weiser Berater, ein liebender Pfleger und Hüter gewesen war.

Die schwere Wunde ihres Herzens zu heilen, war die Liebe berufen. Schon seit drei Jahren, von jener Zeit an, wo Prinz Karl von Preußen sich mit ihrer Schwester Marie verlobt und verheiratet hatte, war einem fürstlichen Teilnehmer jener Feier, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, der Prinzessin liebliche Erscheinung im Herzen zurückgeblieben, und kaum war das Trauerjahr zu seinem Ende gelangt, als der ritterliche Königssohn, an dessen Leben die Weltregierung die ganze Zukunft Preußens und Deutschlands, allen ungeahnt, geknüpft hatte, zum zweitenmal in Weimar erschien, um die Liebe des herrlichen Mädchens warb und sie für sich gewann — für das Leben. Unter innigster Teilnahme des Weimariischen Landes vollzog sich am 16. Februar 1829 die Verlobung des hohen Paares, am 7. Juni führte der fürstliche Bräutigam die Erkorene in feierlichem Reizezug nach Berlin, wo am 11. Juni abends 7 Uhr in der königlichen Kapelle die Trauung mit außerordentlicher Pracht vollzogen wurde.

Ein neues Leben in größeren Formen, mit weiteren Zielen und bedeutungsvolleren Aufgaben erschloß sich fortan für die junge Fürstin: sie suchte denselben mit festem Willen und gesammelter Kraft zu genügen, und unter schwierigsten Verhältnissen gelang ihr das oft unerreichbare Geglückte. Dem verehrten Schwiegervater König Friedrich Wilhelm III. trat sie innig nahe, und er vor allem erkannte, wie wertvoll dem einfach schlichten Sinne seines Sohnes die ideale Ergänzung durch ihr hochsinniges und geistvoll angeregtes Wesen sein müsse. Sie war dem alternden Könige die teure anhängliche Tochter, und Bande zärtlicher Liebe hielten beide bis zum Tode des Greises verbunden. Das Glück einer harmonisch gestimmten Ehe krönte am 18. Oktober 1831 die Geburt eines Sohnes, dereinst der heldenhafte Führer und Liebling des deutschen Volkes; die Hoffnung der Nation und heißbeweinter, unvergesslicher Dulder; ihm folgte wenige Jahre später eine Tochter, Luise, dereinst und noch heute die allverehrte Großherzogin von Baden. Die sorgfältige Erziehung beider Kinder nahm der Mutter ganze Kraft, des Vaters lebendigste Teilnahme in Anspruch; die Kleinen erwuchsen in der gedeihlichen Atmosphäre des edelsten und reinsten Familienlebens, geliebt und liebend, und der Eltern Herz mit süßer Wärme füllend.

Der Tod König Friedrich Wilhelms III. erhob den Prinzen Wilhelm bei der Kinderlosigkeit des älteren, nunmehr zur Regierung gelangten Bruders, zum präsumtiven Thronerben unter dem Titel „Prinz von Preußen“; eine neue große Perspektive für die Prinzessin, die sich der mit dieser Aussicht verbundenen gesteigerten Pflichten für sich und ihren Sohn im tiefsten Herzen fortan bewußt blieb und die von dieser Position bald unzertrennlichen Leiden und Kummernisse — man denke nur der herben Erfahrungen des Jahres 1848 — in gefaßter Seele trug.

Nach und nach lichtete sich aber der in jenen Jahren oft dicht verschleierte Himmel, und frohe Erfahrungen trafen wie lichte Sonnenblicke das viel geprüfte prinzipale Paar. Die Feier ihrer Silberhochzeit (1854) brachte einen wahren Segen von Liebesbeweisen aus allen Schichten des preussischen Volkes; die Verlobung beider geliebter Kinder (1855) steigerte die Glückseligkeit zu innigster Befriedigung. Köstliche, herzerhebende Zeiten!

Aber dieser frohen Stimmung mischte sich nach und nach ein gehaltener Ernst bei, je näher eine schon lange drohende Wendung im Geschick Preußens heranrückte: die unheimliche Krankheit Friedrich Wilhelms IV. verbot allmählich alle Hoffnung auf Wiebergenehung; das einst so glänzende Geistesleben des Königs erlosch mehr und mehr, und am 2. Januar 1861 schloß sich sein schmerzermüdetes Auge zu ewiger Ruhe.

Prinz Wilhelm bestieg den erledigten Thron, Prinzessin Augusta war Königin von Preußen.

Was die erhabene Frau in dieser glanzumgebenen Würde den Ihrigen, dem Volke, zumal den Müheligen und Beladenen in ihm gewesen ist durch fast drei Jahrzehnte hin; wie sie liebevoll des teuren Gatten schwere und leichte, dunkle und helle Stunden geteilt; wie sie dem Leben ihrer Kinder ungezählte Segensweisungen bereitet; den Werken der christlichen Liebe und Milde die oft wankende, ja veragende Kraft des Geistes wie des Körpers gewidmet hat — wer wüßte das nicht! Keine Not, die sie nicht gerne gelindert, keine humanitäre Befreiung, die sie nicht von Herzen geteilt, kein Gland, physisches oder moralisches, das nicht ihr tiefstes Mitempfinden, ihren leidenschaftlichen Wunsch, zu helfen, zu raten, zu retten, geweckt hätte! Immer brannte das göttliche Liebesbedürfnis, „Thronen zu trocknen, Wunden zu heilen, Kummer zu lindern und frohe, glückliche Menschen zu machen“, wie eine laute Flamme in ihr, das edle Gefäß eines schwachen, leidensvollen Körpers fast verzehrend. Eine Bitte um Hilfe nicht erfüllen zu können, nagte allemal wie ein heißer, zehrender Schmerz an ihrer Existenz.

Was die königliche, bald kaiserliche Samariterin nach diesen Richtungen hin während der großen Kriege, die ihr hoher Gemahl zum Wohle Preußens und Deutschlands zu führen genötigt war, gewirkt, gestiftet und getragen hat, entzieht sich der Darlegung an dieser Stelle; aber die von ihr getrockneten Thränen werden für sie zeugen am Throne des Allerhöchsten und ihre Werke ein Segen bleiben fort und fort. „Keines derselben soll verloren sein am Tage des Gerichts.“

Wenn trotz alledem die Vorsehung der hohen Frau für ihre letzten Lebensjahre fast nur tiefes Weh, unendlichen Gram vorbehalten, wenn ihre milden, liebevollen Augen seit Jahren nicht mehr trocken wurden von Thränen und das Herz, das dem ganzen Volke schlug, am Liebsten und Teuersten verödete — wer möchte deshalb mit der Vorsehung rechten! — In Schmerzensglut reifte sie der Vollendung entgegen! Mehr und mehr löste das erlittene Weh die Seele der erhabenen Dulderin von dieser Erde, die „uns allen nur geliebt ist“, ab; mehr und mehr winkte ihr tröstlich ein höheres Leben, das sie wieder vereinigen sollte mit den vorausgegangenen Geliebten; mehr und mehr verklärte sich der gebrochene Leib zur lichten Psyche, die leicht und selig auch den letzten Erdenrest von sich streift, zum Aufflug in jene himmlischen Sphären, wo Gram und Leid keine Stätte mehr finden und ewiger Friede die Seelen der Schmerzgeläuterten umfängt! — So kam die letzte Stunde.

Strike.

Novelle von S. Weck.

Nachdruck verboten.

Sonnend fauste der Zug über die Brücke, die den breiten schönen Strom überspannte. Hinter sich ließ er die blumigen Auen, die sonnenumglänzte, traubenschimmernden Berge, hinüber leuchte er in das wellige Hügelland, dem die „schwarzen Diamanten“ ihre Physiognomie aufgeprägt. Hier und da entstiegen kleine weiße Rauchfäden dem Boden, Zeugnis gebend von der emsigen Arbeit, die tief im Mutterchoß der Erde vollbracht wurde, rastlos gefördert Tag und Nacht. Dann und wann ein Häuserkomplex, bestehend aus großen fabriktartigen Gebäuden, einigen schönen Wohnhäusern und Villen und einer Menge kleiner, bescheidener Hütten. Nun ein großer Fabriktort, Schornstein an Schornstein, alles von dichtem schwarzem Qualm überlagert. Wieder die kleinen Rauchfäden dicht über der Erde — da mäsigte der Zug seine Geschwindigkeit; schon langsamer zogen die in saftigen Grün gebetteten Landhäuser am Coupéfenster vorüber, bis endlich der Perron eines kleinen Bahnhofes der Fahrt vorläufig ein Ziel setzte.

Aus einem Coupé zweiter Klasse sprang ein Herr; er wollte sich neben nach einem Gefährt umsehen, als ein anderer, der bisher suchend an den Waggons entlang geschritten war, schnell auf ihn trat. Ueberrascht zog der Angekommene den Hut. „Ah, Herr Baron, Sie hier?“

„Ich kam, Ihren Bericht noch schnell anzuhören auf dem Wege; nachher muß ich zum Kommerzienrat!“

Sie waren um das Stationsgebäude herumgeschritten auf einen eleganten Wagen zu. Aber sie stiegen nicht ein, sondern der Baron winkte dem Kutscher voranzufahren. „Lassen Sie uns zu Fuß gehen, Volkmann,“ meinte er, „wir können da viel besser sprechen!“

Wald waren sie auf der Chaussee, welche, das kleine aufblühende Fabrikstädtchen rechts liegen lassend, nach den Gruben des Barons führte, und in eifrigem Gespräch schritten sie dahin.

Der Baron war ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit einem prächtigen dunklen Charakterkopf. Wie er jetzt, den Hut in der Hand, gespannt zuhörte, dahinschritt, erschienen seine gebräunten Züge auffallend energisch. Lebhaft spiegelte sich der Eindruck der Mitteilung seines Begleiters auf seinem Gesicht; es schien, diese waren nicht gleichgültiger Natur.

„Mit einem Wort, Herr Baron,“ sagte er eben, „wenn wir unberechenbaren Schaden abwenden wollen, so kommen Sie der Katastrophe dadurch zuvor, daß Sie freiwillig eine Verbesserung bewilligen; schließlich wird sie Ihnen doch abgezwungen werden.“

Der Baron lachte kurz auf und strich seinen schönen Vollbart mit der schlanken Hand. „Hätte nicht gedacht, daß Sie so ein Hase wären, Volkmann, und daß Sie mich so schlecht kennen. Abzwingen lasse ich mir überhaupt nichts, und aus Furcht gebe ich auch nichts! Ihre ganze Angst ist zudem so thöricht wie nur möglich! Meine Leute stehen anders da als die in Ernestinengrube, das wissen Sie so gut wie ich. Eine Parallele ist zunächst gar nicht zu ziehen! Wenn ich Sie trotzdem drüber habe Erkundigungen einzuziehen lassen, so geschah es, weil ich zu weitgehende Bewilligungen fürchtete von Seiten der in Angst geratenen Aktiengesellschaft; da hätten unsere Leute unzufrieden werden können. So aber, wo die Direktion fest bleibt, kann ich ganz ruhig sein. Ich denke nicht daran, Änderungen eintreten zu lassen!“

„Noch ein Wort, Herr Baron,“ sagte der Beamte mit ruhiger Bestimmtheit. „Gerade die Starrköpfigkeit der Verwaltung drüber ist uns ungünstig. Die Leute sind dadurch in eine nicht vorhergesehene Lage geraten und haben das größte Interesse daran, daß der Ausstand an Ausdehnung gewinne. Zudem sind sie gänzlich beschäftigungslos und schon dadurch geneigt, Unheil zu stiften. Sie werden herüberkommen und die Unruhen aufreizen, verlassen Sie sich darauf!“

„Nun, dann mögen sie es thun,“ sagte der Baron ungeduldig, „ich lasse es darauf ankommen! Wenn erst über die ganzen Vorgänge Gras gewachsen ist, dann wollen wir genau berechnen, wie viel allenfalls wir noch zulegen können; dann will ich auch den Bau der neuen Wohnhäuser in Angriff nehmen und das Krankenhaus vergrößern. Sie mögen dies dann als Lohn ansehen für ihr vernünftiges Verhalten — aber jetzt, in dieser Lage, da komme ich keinen Schritt entgegen! Ich demütigte mich in unerhörter Weise durch das kleinste Zugeständnis!“

Der Beamte schüttelte bekümmert das Haupt. „Also Sie meinen, Herr Baron, auch nicht in Aussicht stellen für den Fall guten Verhaltens dürfte man diese Verbesserungen?“ begann er nochmals zögernd.

„Nein,“ antwortete der Bergwerksbesitzer kurz, „Sie haben meine Meinung gehört!“

Als sie bei dem Wohnhause des Barons angekommen waren, einem kleinen, reizenden Schloßchen im Louvrestil, wollte der Betriebsführer sich verabschieden. Der Baron reichte ihm die Hand und sagte freundlich: „Ich weiß ja, Sie meinen's gut, Volkmann, aber Sie sind zu ängstlich, glauben Sie mir! Das Verfehrteste, was man thun kann in solchem Falle, ist: Besorgnis zu zeigen. Das ist gerade, wie wenn Sie ein feuriges Tier reiten und der Gaul wird unter Ihnen unruhig und Sie lassen in der Bestürzung die Schenkel lose — sofort sind Sie verloren! Jetzt zubrücken, als ob sie dem Vieh die Rippen zerquetschen wollten — da kriegen Sie's unter! Glauben Sie nur einem alten Kavalleristen,“ schloß er sorglos lachend und ging mit schnellem elastischem Schritte dem Hause zu.

In mäßiger Entfernung von den Bergwerksgebäuden lagen die großartigen Eisenwerke des Kommerzienrats Lewin. Ein fürstliches Vermögen hatte hier einen fürstlichen Wohnsitz geschaffen, und das inmitten prachtvoller Parkanlagen stehende Haus verdiente einen stolzeren Namen als den einer „Villa Lewin“. Es war der Sammelpunkt der Geldaristokratie der ganzen reichen Gegend, besonders im Frühjahr und Herbst, wo weder die Residenz noch die Kurorte einen Teil der Gesellschaft aufnahmen.

Auch heute waren die schönen Räume des Landhauses hell erleuchtet und von einer dichten gepuzten Menge angefüllt, die in der bei solchen Gelegenheiten üblichen Weise schwatzte, lachte, tanzte, spielte, rauchte, aß und trank. Als Ganzes betrachtet, konnten diese Säle sehr wohl im Augenblick für eine Heim-

frühe des Vergnügens gelten, denn nur, wenn man genauer hinsieht und die einzelnen Gesichter studiert, bemerkt man die stöckisch beherrschte Langeweile, welche das Kennzeichen unserer modernen Geselligkeit ist.

In einem traulichen, üppig eingerichteten Kabinett freilich schien der Frohsinn ausschließlich zu herrschen — wenigstens die lebhaft sprechende Dame, die da mit aller ihr zu Gebote stehenden Grazie in einem niedrigen Fauteuil lehnte, war wie in Lust und Vergnügen getaucht. Für die beneidenswerte Klasse der kurz-sichtigen, denen diese stellenweis so schadhafte Welt ein ganzes Teil schöner vorkommt als sie ist, möchte die lebendige Blondine dort noch recht hübsch und jugendlich aussehen. Der Herr, der ihr gegenüber saß, hatte indes wohl ein scharfes Sehvermögen in seinen blitzenden Augen, wenigstens verrieten seine ernsten Züge nichts von aufrichtigem Ergötzen; kaum daß sich die Mundwinkel in die obervanzmäßigen Falten legten.

Sein lebenswürdiges Gegenüber sagte eben, während der Fächer klappernd durch die Luft schwirrte: „Nun seien Sie aber mal ganz aufrichtig, lieber Freund — hatten Sie mich wirklich nicht erkannt, oder wollten Sie mich nicht erkennen?“

„Aber, meine Gnädige, wie können Sie mich für so un-höflich halten“ — es kam etwas zerstreut heraus — „zehn Jahre sind eine lange Zeit —“

„Aber nein,“ unterbrach sie schnell, „jetzt wollen Sie ja wieder etwas ganz Schreckliches sagen! Ich hätte mich so sehr verändert, nicht wahr? Nein, Baron, so etwas nehme ich nun allen Ernstes übel — haben Sie denn ganz und gar den Umgang mit Damen verlernt in all der Zeit? Wie galant waren Sie früher — o, sehr galant! Alles vergessen, wie?“ Sie lachte und glaubte sicher mit dem schmolgenden Munde wie ein Backfisch auszuweisen.

Er murmelte etwas Unverständliches und rückte ein wenig auf dem Stuhle.

„Doch ich will noch diesmal Nachsicht üben,“ begann sie wieder, „unter guten Freunden — und das sind wir doch? — nimmt man's nicht so genau! Ueberdies,“ sie hob schelmisch den Finger, „und jetzt komme ich an die Reihe, Schleich-tigkeiten zu sagen, in der Ehe sollen die Männer alle etwas hausbacken werden! Sehr böse?“ Sie beugte sich etwas vor und sah ihn von unten herauf an.

Er verneigte sich stumm.

„Also nun erzählen Sie mal, wie es kam, daß Sie mir untreu wurden! Wundern Sie sich über den Ausdruck? Sie werden mir doch nicht etwa nachträglich noch den Triumph rauben wollen, daß ich eine Eroberung an Ihnen gemacht hatte? Nein, so schlecht sind Sie nicht — es würde Ihnen auch nichts nützen, denn die ganze Stadt reckte mich mit meinem getreuen Anbeter. Also? Nun gebeichtet!“

Er war augenscheinlich nicht imstande, ihren leichten Ton anzunehmen. „Mein gnädiges Fräulein,“ sagte er mit gezwungenem Lächeln, „Männern fehlt die Grazie, um solche Dinge zu besprechen. Sie sind täppisch und sagen lauter Dummheiten, wo eine Dame —“

Er wollte gewiß soeben ein Kompliment zu Platz bringen, da unterbrach ihn seine Gesprächspartnerin ungeduldig: „Nun, so beantworten Sie meine Fragen! Wollen Sie? Also erstens: heirateten Sie aus Liebe? Zweitens: sind Sie glücklich?“

„Erlassen Sie mir die erste, mein Fräulein,“ antwortete er ernst, „die zweite bejahe ich tausendfach!“

Ein unangenehmer, recht alt machender Zug glitt über ihr lächelndes Gesicht. „Ah — tausendfach bejaht! Nun, das ist tröstlich für Ihre Freunde!“ Sie nestelte nervös an ihren Handschuhen.

Dann blickte sie auf. „Aber warum die erste Frage er-lassen?“ Trotz des beabsichtigten neckischen Tones klang ihre Stimme etwas härter als vorher. „Nein, so leicht kommen Sie von Ihrem Großinquisitor nicht los! Also: heirateten Sie aus Liebe?“

Wie hilflos wohlgezogene Männer doch zuweilen sind! Sie müssen Taktlosigkeit und Indiskretion ertragen und igno-rieren, bloß weil eine Dame die Akzentuiererin ist; einem fein-süßlichen Manne wird es gar zu schwer, ein weibliches Wesen zu beleidigen — zumal eines, das so unverhüllt eine kleine Schwäche für ihn zur Schau trägt. Der Baron in all seiner Redenhaftigkeit fühlte sich schwach wie ein Kind und ergab sich auf Gnade und Ungnade.

„Ich heiratete nicht aus Liebe, wenn Sie es denn wissen wollen,“ sagte er nach einer Pause. „Sind Sie nun zufrieden-gestellt?“

Sein Ton wurde ihr doch zu ernst zu einer Fortsetzung des Verhörs. Sie schwieg und beobachtete verstohlen seine Züge; sie sah, daß es Zeit war, abzubrechen.

„Sind Sie allein hier, Herr Baron?“

„Nein, mit meiner Frau und meiner Mutter!“

In diesem Augenblick trat eine hohe, weibliche Gestalt in das Gemach und näherte sich der Gruppe. Der Baron sprang auf und eilte an ihre Seite.

Blitzschnell flog der Blick der Zurückbleibenden nach dem Paare hin, und ein Zug von Grausamkeit legte sich um ihren Mund, als sie schnell, seiner Vorstellung zuvorkommend, in liebenswürdigstem Tone rief: „Ah, Ihre Frau Mama — bitte mich vorzustellen!“

Dunkle Jornesröte überzog die Stirn des Barons, als er heftig antwortete: „Ich wollte Sie soeben mit meiner Frau bekannt machen!“

„Ah — ich bitte tausendmal um Vergebung, liebste gnädige Frau!“ Sie näherte sich der in peinlicher Ueberraschung Da-stehenden, faßte ihre Hand, und in süßesten Tone sprudelte sie alle möglichen Liebenswürdigkeiten heraus. Ihr Pfeil sah ja, das hatte sie wohl bemerkt, so konnte sie nun die schuld-lose und gutmütige Ungeschickte spielen. Sie habe ihren Gatten vor vielen Jahren gekannt und damals so viel von seiner herrlichen Mutter gehört — zudem, sie sprachen soeben von ihr — und eine Aehnlichkeit, eine seltsame Aehnlichkeit — finden Sie nicht, liebster Freund, eine merkwürdige Aehnlich-keit zwischen beiden Ihnen so teuren Damen?“

Der Baron war im Augenblick zu erregt, um antworten zu können, dafür sagte seine Frau sanft: „Es ist mir nur eine Ehre, mit meiner teuren Schwiegermutter verwechselt zu wer-den; auch bin ich in der That mehrere Jahre älter als mein Gatte!“

„D — o, wer fragt danach? Das muß man nicht sagen, so etwas leugnet man einfach ab! Aber nun lassen Sie mich meinen Namen sagen, da Ihr Herr Gemahl Ihnen —“ sie sah

diesen neckend an — „mich, wie es scheint, nicht vorzustellen ge-dent! Dorette von Steinfirch, eine Jugendfreundin unseres lieben Barons — ach, wir waren eben dabei, so nett über gemein-same Jugenderinnerungen zu plaudern! Nehmen wir nicht noch ein wenig Platz?“

Die Baronin ließ sich neben Dorette nieder, um zu be-weisen, daß sie nicht empfindlich sei.

„Ja, wir haben uns Herzergüsse gemacht,“ plauderte Dorette weiter, immer mit schelmischen Seitenblicken auf den stummen Zuhörer, „soeben hatte ich Ihre Verlobungsgeschichte erfahren!“

Auch der zweite Pfeil hatte getroffen, das sagte der große Blick, halb fragend, halb vorwurfsvoll, den die Baronin ihrem Gatten zuwarf. Dieser wollte sprechen, doch kam ihm Dorette zuvor, indem sie wichtig und geheimnisvoll sagte: „Aber jetzt ist alles gut — nicht wahr?“ Dabei legte sie wie tröstend ihre Hand auf den Arm ihrer Nachbarin. Diese er-hob sich.

„Wir müssen doch wohl aufbrechen, Ernst,“ sagte sie ruhig, „du weißt, mir war den ganzen Tag nicht gut!“ Da-bei nahm sie den dargebotenen Arm des Gatten. „Ich em-pfehle mich Ihnen, Fräulein von Steinfirch!“

„Adieu, meine liebe gnädige Frau! Wir werden uns jetzt öfter sehen, nicht? Ich bin für unbestimmte Zeit bei meiner Schwägerin in der Stadt zu Besuch und habe gar nichts zu thun als mit lieben Menschen zu verkehren. Morgen schon komme ich nachfragen, ob Ihnen besser ist, denn wirklich, ich muß etwas nett sein, um mein Ungeschick gutzumachen! Gute Nacht, lieber Freund — hu, was für ein Gesicht! Nun, ich lasse es darauf ankommen, ob Sie mich hinausweisen!“

Der Gesellschaftsmensch in dem Baron zwang ihn zu einem verbindlichen Lächeln, das sich unter den zornigen Stirnfalten etwas grimassenhaft ausnahm; dann gingen sie.

Das Paar durchschritt die erleuchteten Gemächer, fort-während aufgehalten durch Gruppen von Bekannten. Endlich drangen sie bis zur Frau des Hauses vor und empfahlen sich. Als sie im Wagen saßen, drückte der Baron den Arm seiner Frau fester an sich. „Ich hoffe, du liebst dich nicht aufregen durch die fatale Scene! Natürlich habe ich keinerlei Details erzählt; du glaubst mir doch?“

„Gewiß,“ antwortete sie gepreßt.

Dann schwieg sie, und auch ihr Gatte hing seinen Ge-danken nach. Taktlos war Dorette gewesen, sehr taktlos, und er hatte sich toll geärgert, daß sie seine Frau so in Verlegen-heit brachte; aber er hätte doch nicht der etwas eitle Mann sein müssen, wenn ihm die so treu bewahrte Verehrung der Jugendbekannten nicht hätte schmeicheln sollen.

Als sie zu Hause angekommen waren, sagte er nochmals versöhnlich: „Thu mir die Liebe und vergiß das Vorgefallene! Du mußt bedenken, Dorette ist damals bitter durch meine Heirat mit dir enttäuscht worden und hat mir offenbar einen Rest der alten Neigung bewahrt; da muß man sie entschuldigen, wenn sie dem von ihrem Standpunkte aus berechtigten Groll gegen dich einen etwas unliebsamen Ausdruck giebt. Kränke dich nun nicht mehr!“

Sie nickte freundlich, schwieg aber, und da er sah, daß sie verstimmt blieb, nahm er Hut und Ueberzieher, um nach der Villa zurückzufahren und die Mutter zu holen.

Frau Julie erhob sich und trat vor den Spiegel, als er gegangen war. Unfreundlich sah sie ihr Bild an, das durch den gedrückten, schmerzlichen Ausdruck nicht gewann.

O, nie hätte eine so offenbare Bosheit sie verletzt, wenn nicht längst die Angst in ihr gelebt hätte, daß das Mißverhältnis der Jahre dereinst noch das Unglück ihrer Ehe werden könnte. Diese Angst hatte sie zum erstenmal befallen, als Ernst ihr gestanden, welche Beweggründe ihn dereinst zur Braut-werbung veranlaßten. Es war an einem schönen, traulichen Abend gewesen, im zweiten Jahre ihrer Ehe. Erst hatten sie lange über die Gruben gesprochen, über die Lage der Arbeiter und ähnliches, denn Julie war eine kluge Frau, welche die Augen offen hielt für die Interessen ihres Gatten, und sie war auch eine milde, warmherzige Natur und hätte die von ihr abhän-gigen Existenzen gern ebenso glücklich gesehen, wie ihre eigne war. Sie hatte sich in Eifer gesprochen und selbstvergessen weiter geredet, als ihr Gatte schon längst ihren Ausführungen nicht mehr folgte, sondern sie nur lächelnd anah. Schließlich hatte er sie so recht herzlich an sich gezogen mit den Worten: „Ach, wie lieb habe ich dich doch!“ Und wie sie in glücklicher Sicherheit scheinbar zweifelnd gefragt: „Wirklich?“ da hatte er ihr „gebeichtet“, wie er's nannte. „Ja, weißt du, Herz, da-mals war ich dir eigentlich gar nicht so gut! Hätte ich nicht durch meine Schwester gewußt, daß du mich liebst, und von meiner Mutter gehört, welch herbes Geschick auf dir lag und welch treffliche Eigenschaften dich zierten — wer weiß, wer weiß!“ Als sie ganz bestürzt dreingeschaut, hatte er zärtlich weitergesprochen: „Siehst du, hätte ich dich nicht lieben ge-lernt, so hättest du nie davon erfahren, nun ich aber weiß, daß du die Krone meines Lebens bist und immer sein wirst, will ich kein Geheimnis vor dir haben!“ So treu hatte er ge-sprochen, und ihr erster Schreck war beschwichtigt worden. Dennoch blieb ein Stachel zurück. Alte trübe Empfindungen aus einer freudlosen Jugend zogen bisweilen wieder in ihr Herz, mit ihren tiefen Schatten all den herrlichen Sonnenschein verdrückend, den die letzten Jahre gebracht. Früher hatte sie sich immer außerhalb des Kreises derer gefühlt, die da leben, um geliebt zu werden; im öden, friedlosen Elternhause war keine Liebe für sie gewesen. Die Mutter tot seit der Tochter Geburt — der Vater verbittert, besonders gegen die unschuldige Ursache seines Verlustes. Als sie schon längst das trotzig nach seinem Rechte verlangende Herz zur Ruhe gebracht und zur Entsagung gezwungen hatte, da war ihr spät noch die Wunder-blume der Liebe erblüht und im Besitze des geliebtesten Mannes ein Glück ihr zu eigen geworden, wie sie es nie auch nur im Traume ersah. Diese zwei Jahre waren ihr der Himmel auf Erden gewesen — verumtun lag alles, was früher auf ihr gelastet — ein Herz, ein starkes, reiches Herz hatte sich ihr zu-geneigt und sie durch seine Liebe emporgezogen aus dem Staube, in dem sie bis dahin ihr Dasein gefristet. Diese Liebe hob sie in ihren eigenen Augen, machte sie stolz und innerlich frei; sie begann an sich selbst zu glauben — liebte sie doch der beste, edelste Mann, konnte sie da so ganz unwert sein? Da fiel der Weltan in ihr Glück! Wie, er hatte sie nicht aus Liebe gewählt? Nur Mitleid und der verständige Rat der Mutter hatten ihn bestimmt? Es war wie ein Donnererschlag in ihr herrliches — Kartenhäus! Das alte, tiefgewurzelte Miß-

trauen brach mit neuer Stärke hervor; höhrend rief es ihr zu: du hoffst auf Glück — du erwartest Liebe — du?

In ihrem trüben Sinnen hatte sie den Wagen nicht kom-men hören. Jetzt öffnete sich die Thür, und die Mutter trat ein. Die herzliche Umarmung war stumm von beiden Seiten; aber Julie verstand wohl, daß das scharfblickende Auge der edlen Frau in ihrer Seele las und ihre Angst erriet. „Gute Nacht, Kind,“ klang es dann zärtlich. — „Gute Nacht, Mama.“ Sie war mit dem Gatten allein.

Er breitete die Arme aus und rief fröhlich: „Hier herein, wer verständig ist und keine Grillen fängt!“

Sie warf sich an seine Brust, aber ein paar große Tropfen an den Wimpern zeigten ihm, daß seine Bedingungen nicht erfüllt seien.

Der folgende Tag brachte den angekündigten Besuch. Julie fühlte sich ernstlich angegriffen nach einer halbdurchwachten Nacht. Ihr Mann hatte ihr noch Mitteilung gemacht von den Neuigkeiten und Ratschlägen des Betriebsführers, und mit Lebhaftigkeit hatte sie sich auf die Seite desselben gestellt, was die schon etwas reizbare Stimmung des Barons nicht verbesserte. Nach seiner energischen Zurückweisung fiel sie mutlos in ihre trübfinnigen Träumereien zurück. Sie fühlte sich matt und gedrückt in jeder Beziehung.

So konnte heute Dorette mit einigem Rechte variieren: „Trübe Augen, Liebchen, taugen einem jungen Frauchen nicht!“

Als Julie auf diese ihr herausfordernd erscheinende Keiße-rung unwillig schwieg, fuhr sie lebhafter fort: „Aber wirklich, teure Freundin, Männer wollen freundliche Gesichter sehen, wenn sie nach Hause kommen, und ich meine, sie haben das auch zu verlangen. Denken Sie, wenn solch armer geplagter Sklave seiner Geschäfte abgehzt ins traute Heim kommt und auch dort, wo er Frieden zu finden hoffte, Gewitterwolken hängen sieht — nein, es muß zu bitter sein!“

Der Baron war inzwischen eingetreten, und Dorette hatte es wohl bemerkt, ob sie auch sehr überrascht von seinem Gruß in die Höhe fuhr. „Aber Sie böser, indiskreter Mann, wie kön-nen Sie hier eindringen, während wir Frauen uns unbelauscht glauben und unser intimstes Empfinden austauschen! Unerbört!“

Dabei hatte sie schon ihren Schirm vom nächsten Sessel genommen und ihn so eingeladen, neben ihr Platz zu nehmen.

„Sie plauderten so angelegentlich für uns Männer, meine Gnädige,“ sagte er lächelnd, „daß ich im Namen des ganzen Geschlechts hiermit einen Dank ausspreche!“

Es hatte ihm gefallen, was Dorette gesprochen; in der That, seine Frau schien wieder verstimmt. „Der Herr Pro-fessor hat doch nicht tauben Ohren gepredigt?“ wandte er sich an Julie.

Diese fühlte sich sehr verletzt. „War die Predigt für mich?“ fragte sie kühl und hochmütig. „Zu viel Güte, Fräulein von Steinfirch, Sie wissen, um wieviel ich älter bin, als Sie; unsere Lebensansichten dürften sich schwerlich begegnen!“

„In diesem Punkt wäre es doch aber wünschenswert,“ nahm der Baron gereizt das Wort.

Doch Dorette unterbrach mit gerungenen Händen und ganz überflüssigem Pathos: „O, bitte, bitte, keinen Streit um meiner harmlosen Worte willen! Bedenken Sie, lieber Freund, die Naturen sind verschieden, die eine geschaffen, Sonnenschein um sich zu verbreiten, die andere wehmütig und ernst angelegt. Sie müssen nicht Unmögliches verlangen! Lassen Sie mich manchmal kommen und Ihrem schwermütigen Frauchen von meiner überschüssigen Lebenslust und Frische mitteilen und ihr helfen, Ihnen das Heim heiter zu machen!“

Dem Baron ging plötzlich das durch den Sinn, worauf Dorette seine Gedanken eben hatte richten wollen: daß er in der letzten Zeit in der That sehr selten zu Hause fröhlich empfangen worden sei, daß er es stets gewesen, der die Wolken verjagt und den heiteren Himmel wieder hergestellt hatte. Daß ihm dies bei seiner ganzen frischen Natur sehr leicht ge-worden war und daß die Strapazen seines „Berufs“ ihn doch nicht gerade zum abgehehten Sklaven machten, überjah er, und daß, sobald es wirklich Schwierigkeiten und Sorgen gegeben, Julie diese redlich mit ihm geteilt hatte, vergaß er. Er stellte nur fest, daß die Rollen vertauscht gewesen waren und daß er sich mit Zug und Recht darüber zu beklagen hatte.

„Julie wird sich ebenso über Ihre öfteren Besuche freuen, wie ich, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er dann verbindlich.

„Ach, wie hübsch. Also darf ich kommen, verehrte Frau?“

Sie hielt Juliens die Hand hin. „Aber für heut muß ich mich empfehlen,“ fügte sie aufstehend hinzu, „und möchten Sie nicht den Mißgränestift versuchen? Er thut mitunter ausgezeichnete Dienste! Oder Antipyrin? Ebenfalls vorzüglich, nur vorsichtig zu nehmen! Aber nun wirklich adieu! Adieu, lieber Baron! Mich begleiten? Zu gütig, aber wirklich, es ist schon dämmrig, und ich habe mir den Wagen nicht bestellt, da nehme ich mit Dank an! Werden Sie auch nicht wieder traurig werden, teure Frau, wenn ich den Gemahl entführe?“

Julie atmete auf, als sich endlich die Thür schloß.

„Ernst, fordere diese unerträgliche Perion nicht wieder auf, uns zu besuchen, ich bitte dich,“ empfing sie den heim-lehrenden Gatten.

„Ich begreife dich nicht,“ erwiderte er unliebenswürdiger, als seine Art sonst war, „sie ist unterhaltend und augenschein-lich bestrebt, sich angenehm zu machen!“

„Gegen dich, ja,“ wollte sie sagen, aber sie fürchtete einen Streit; schweigend trat sie ans Fenster.

Man konnte von hier aus die am Parke entlang führende Landstraße übersehen. Es war heut Löhnungstag, und in dichten Gruppen zogen die Arbeiter nach dem Bureau. Julie bemerkte eine lebhafte Bewegung in den Scharen, und einmal glaubte sie eine drohend nach der Villa zu erhobene Faust zu erblicken. Sie wurde völlig von ihrem vorigen Gedankengang abgelenkt.

„Sieh doch, Ernst, wie aufgeregt die Leute sind,“ rief sie.

Er unterbrach seinen Spaziergang durch das Zimmer und trat zu ihr; seine scharfen Augen übersahen drohend die dahin-strömende Menge.

„Möchtest du nicht doch jetzt noch Volkmanns Rat be-folgen, Ernst,“ bat Julie, aber ein Ausruf höchsten Unwillens und größter Ungebuld von seinen ihres Gatten ließ sie ver-stummen.

„Wenn die Bande denkt, mit geballter Faust mich zu zwingen, so irrt sie sich!“ murmelte er zähneknirschend.

(Fortsetzung folgt.)



Nun sanft auch Dir zur letzten Ruh',
 Du hehre Frau im Wittwenkleid,
 Die müde greise Wimper zu —
 O traumlos sel'ge Schlafenszeit.

Kein Trauern mehr, kein Herzeleid,
 Gähst so mild jedwedes Band
 Der irdischen Gebrechlichkeit:
 So gehst Du ein in Gottes Hand.

Dir folgt der Aermpfen still Gebet,
 Die Thräne frommer Dankbarkeit,
 Von Kinderlippen früh und spät
 Ein heißes Flehen, Dir geweiht.

So sei getroßt! Der Dich erfor
 Zum Werkzeug für die Lebenszeit,
 Auf starkem Arm trägt Dich empor
 Der Engel der Barmherzigkeit.

K. Z.

Ich und Es.

Novelle von Eduard Engel.

(Schluß von Seite 35.)

Nachdruck verboten.

Was man solchem Menschlein wohl zu essen giebt? Ich hatte gestern eine Büchse mit Hummeralat geöffnet. — Ach Anfinn! Hummeralat verträgt ja mancher Erwachsene schlecht. Es dauerte eine Weile, ehe ich auf dem Umweg über den Hummeralat zur Muttermilch gelangte. Aber woher nehmen? Diese Rabenmutter war ihm ja davongelaufen, und selbst wenn nicht, sie hatte ja gesagt, sie könne das Kind nicht mehr nähren. Das glaube ich schon, so ein abgemagertes Geschöpf! Raslos sah ich mich im Zimmer um und stieß einen kleinen Freudenschrei aus, als mir die Zuckerdose neben dem Schreibtisch ins Auge fiel, Gelbchens, meines Kanarienvogels stetes Schnitzziel. Das flinte Gelbchen war durch das unangenehme Geschrei im Zimmer ganz verschüchtert und verstümmelt. Ich hielt dem Männe ein kleines Zuckerstück an die Lippen, und allsogleich hörte sein Gewimmer auf. Gierig, durstig leckte sein rotes Zünglein dran; das Zucken seines leidenden Körperchens wich beseligtem, ruhigem Genuß.

Nähren konnte ihn das Stückerl Zucker natürlich nicht; das war nur so ein Schmeichelmittel. Am Ende konnte er davon krank werden, konnte mir unter den Fingern sterben, ehe ihn die Polizei mir abholt, Kinder sterben ja wie die Fliegen, und wie stand ich dann da! War das nicht eigentlich fahrlässige Tötung? Und womöglich die Lene als Belastungszeugin gegen mich! Ich schauderte.

Hätte ich nur ein bißchen Milch! Aber die mußte doch aufzutreiben sein? Bedeckte mich nicht jeden Morgen „Milch-Volles Klingenwagen“, und blieb nicht täglich Milch genug für meinen Nachmittagskaffee übrig?

In der Küche hatte Lene ihre Siebenjachen auf dem Boden zum Einpacken in ihren Kieftopper ausgebreitet. Sie war nicht wenig erstaunt, mich plötzlich in die Küche treten zu sehen, in die ich während ihrer Dienstzeit wohlweislich nie einen Fuß gesetzt hatte. Ich that ihr nicht den Gefallen, sie zu fragen. Die Milch mußte ich doch wohl allein finden. Ich suchte; sie packte polternd weiter. Wo in des Teufels Namen hatte das Frauenzimmer die Milch versteckt? Am Ende hatte sie mir zum Schabernack den Rest selber ausgetrunken? Ich suchte in der Küche und suchte in der Speisekammer, suchte in großen Töpfen und in kleinen, in Kasserollen und in Näpfen. Nirgends ein Schimmer von Milch. — Die Verzweiflung ist die Mutter großer Entschlüsse: ehe ich wußte, wie ich es vollbracht, stand ich mit einem kleinen braungelasserten Topf an Konsistorialrats Küchentür und klingelte. Gottlob, kein Mensch war mir auf der Hintertreppe begegnet.

Konsistorialrats brave alte Auguste that einen kleinen Angstschrei und wäre beinahe gegen den glühenden Herd zurückgeprallt, als sie mich mit dem Topf in der Thür erblickte.

„Herr Professor, was ist denn los? Was ist —?“

„Mein Fräulein, mein verehrtes Fräulein!“ Auguste grinst vor Vergnügen. „Möchten Sie mir wohl ein bißchen Milch schenken oder leihen?“

„Ach, soll ich nicht die Frau Rätin rufen?“

„Um Gotteswillen, beste Auguste, keinen Schritt! — Geben Sie mir schnell ein bißchen Milch, und ich will Ihnen ewig dankbar sein!“

Sie hielt mich offenbar für verrückt; aber, vielleicht um mich nicht zu reizen, that sie, wie ich gebeten. „Eben bin ich beim Aufstocken —“

„Geben Sie, wie sie ist — und, Auguste — kein Sterbenswort darüber zu der Frau Rätin!“

„Iwo werde ich denn! Um so'ne Kleinigkeit, Herr Professor!“ Und eifrig goß sie mir das Töpfchen halb voll.

„Danke tausendmal, verehrte Auguste, und nehmen Sie dafür —“ ich suchte in der Westentasche.

„Aee, geschenkt oder geborgt, aber bezahlt wird nicht.“

Ich flog mit meiner Beute die Treppe hinauf, wäre sie bei einem Haar hinaufgefallen und eilte an der mich anglopfenden Lene vorbei zu meinem Jungen. Der lag noch ganz ruhig auf dem Tigerfell, sog an dem Zucker, strampelte vor Dafeinslut mit den prallen Beinchen und sah mich, ohne mit dem Saugen innezuhalten, aus großen erkennenden Augen an, als ich mich ihm näherte. Na, wenn dies nun nicht die Kantische Denkkategorie der „Gemeinschaft“ war, dann konnte ich das Geld für meine vor fünfundsiebzig Jahren gehörten Collegia logica zurückfordern. Dies war eine niederschmetternde Entdeckung. Was wurde aus meinen Schubladen voll kostbarer Vorstudien für meine Preisschrift, was aus meinen herrlichen Beobachtungen, aus allen meinen documents humains, wenn dieser Lutschbengel, der zu mir gekommen war wie durch den Schornstein gepustet, mit seinen hellen blauen Augen, das alles auf einmal für wertlosen Plunder erklärte?

Aus dem Topf konnte er nicht trinken. Aber ich merkte, wie ich zunehmend erfinderisch wurde. Schnell Gelbchens kleinen Trinknapf abgehakt, ausgespült, mit der schon halb gewärmten Milch gefüllt und dann meinen Ammendienst angetreten. Es ging schlecht, ein gut Teil der Milch troff nebenher aufs Tigerfell, aber es ging doch. Ach, wie sie ihm wohl that, Konsistorialrats fromme, ungewässerte Milch! Und wie das wohlthat, das verhungerte Wüchlein trinken zu sehen, wohl bis ins Herz hinunter, als tränkte ich selber irgend etwas Warmes, Heißes, so heiß, daß mir das Wasser in die Augen trat.

Er schluckte, verschluckte sich, prüftete ein wenig und schluckte sich wieder zurecht. Das eine Näpfchen war im Nu geleert, bald ein zweites, ein drittes. Konnte es ihm nicht schaden, wenn er nach dem langen Hungern so gierig und so viel auf einmal trank? Aber mir fehlte der Mut, ihm nicht wieder und wieder das Näpfchen zu füllen, solange seine großen dankbaren Augen sprachen: mehr!

Da trat die Lene ein, frech, ohne anzuklopfen: „Ich bin fertig, und nun zieh' ich.“ Ich wußte, was sie damit verlangte. Ihr Vierteljahreslohn lag abgezählt samt ihrem Dienstbuch auf dem Tisch. Wir waren schnell miteinander fertig; der Portier half ihr den Koffer hinuntertragen auf die „Ziehdroßche“. Ich stand am Fenster und sah ungeduldig zu, wie die Einschiffung erfolgte. Ein Seufzer der Erlösung entrang sich mir, als die Droßche langsam davoncumpelte. Solange das Ungetüm im Hause gewesen, war meine Freude an dem kleinen Gast mit Bitterkeit und Angst gemischt. Erst jetzt konnte ich mich seiner aus Herzenskräften freuen. Jawohl, freuen! Gott, wie mir das drollig vorkam. Und war doch so selbstverständlich, so unwiderstehlich! Eine

Winterfreuden.



Leicht auf beflügelten eisernen Sohlen
Schweben sie hin auf kristallener Bahn,
Plaudern mit Lachen, seufzen verstohlen,
Täuschend umfängt sie ein seltsamer Wahn:
Glauben sich einsam zu zwei'n in der Runde —
Chörchte! Dritter ist Amor im Bunde!

Freude wie aus meinem tiefsten Innern heraus. Hatte ich das je zuvor empfunden? Nie, in keinem Augenblick meines Lebens. Nicht als sie mich mit fünfundsiebzig Jahren zum Professor machten — und damals hatte ich mich gekreut — nicht als ich den großen Siegelbrief von der Akademie aufgebroschen, vor zwanzig Jahren, der mir meinen Sieg in der Preisbewerbung über den „Norist im Prakrit“ verkündete. Mir war, als sei mir ein neues, größeres, wärmeres Herz unter dem Brustkorb aufgequollen.

Und dieses Würmchen hatte ich vor kaum einer Viertelstunde gescholt, „Wastard“ geschimpft! Hier in diesem selben Zimmer. Ich war nahe daran, es um Entschuldigung zu bitten, mit irgendeiner plumpen Liebföjung. Da wandte es das Mündchen vom leeren Napf zur Seite und streckte mir ein Stückerl Zunge aus. Vergessen hatte ich das Gefühl des Aergers, nachher zur Polizei gehen zu müssen. Das hatte gute Wege. Es war doch eigentlich ein famosser Zufall, daß die scheußliche Kreatur von Mutter dieses süße Menschlein gerade bei mir ausgelegt! Ich hatte von verworfenen Geschöpfen gelesen, die ihre Kinder in Hausflure oder gar vor die Hausthüren hinglegen. Im Grunde genommen hatte diese Cécilie Wirzinska noch verhältnismäßig brav gehandelt, daß sie meinen Männe nicht irgendwo auf einer der vier Treppen verloren. Und das Umschlagetuch hatte sie ihm auch zurückgelassen. Und jetzt irrte sie in dem dünnen flatternden Kleide draußen umher; mein Thermometer zeigte auf 13 Grad Celsius! Wie eine Beruhigung fiel mir ein, daß bei der Kälte der Kanal zugefroren sei, da könne sie wenigstens sich nicht ertränken. Und wie vor einer Viertelstunde sah ich sie dort in der offenen Thür mit ihrem lächerlich-rührenden Podennarbengesicht, mit ihren tiefhängenden großen Augen und dem straffgezogenen Umschlagetuch, darunter sie das Kind verborgen hielt! Ich glaube, ich hätte jetzt etwas darum gegeben, könnte ich sie leidhaftig dort wider sehen.

Welch Spiel der Natur: solch eine häßliche Mutter und dieses bildsüchtige Kind! Denn schön war es, schöner als alle heiligen Bambini und Englein, die ich je auf Bildern gesehen. Blaugoldige Härchen kräuselten sich zu lustigen Locken um das kugelfunde weiche Köpfschen, bis hinauf zum rosigenweissen Hälschen mit den vergnügten kleinen Fettsalten. Die zarte, glänzende Haut an Brust und Schultern zuckte von Zeit zu Zeit in leisen Schauern unter den figelnd herabsinkenden Milchtröpfchen, die an seinen Mundwinkeln hingen, da, wohin die kleine Lederzunge nicht reichte. Und so artig! Ich hatte gefürchtet, der kleine Mensch werde am Ende irgend eine kleine Menschlichkeit begehren, auf der kostbaren Tigerdecke; aber sollte ich ihn deshalb von seinem weichen Lager reißen? Aber er that nichts dergleichen, sondern blieb der vollendete kleine Gentleman, solange meine Tigerdecke heute die Ehre hatte, ihn zu betten.

Ohne zu schlafen, hatte er die Augen vor innerem Befagen geschlossen, und wenn er sie dann stillzufrieden wieder einmal aufschlug, sah er mich an, als seien wir seit undenklichen Zeiten die vertrautesten Freunde. Horch! da schmetterte das beruhigte Gelbchen hellauf sein Morgenlied, und zugleich strahlte die rote Wintermorgen Sonne wie ein breites Goldband durch die Fenster und übergoss mit einem glühenden Schein des Kindes nacktes, rosiges Körperchen.

Bei Gelbchens ersten Not hatte mein Männe das Köpfschen dem Vogelbauer zugedreht und gelauscht. So etwas hatte er gewiß kein Lebttag nicht gehört. Weit auf riß er die neugierigen Augen und sah mich fragend an. Fragend, ohne zu sprechen? Das konnte man also? Gewiß konnte man, konnte Männe, und was konnte er nicht noch alles! Was wir Phi-

ologen für Aufheben machen von der Sprache, von dem, was wir allein unter Sprache verstehen! Es geht auch ohne, verehrte Kollegen, und zwar vortrefflich. Dies Kind verstand mich und ich verstand es. Gott, lernt sich das schnell!

Der Vogel hatte eine kleine Singpause gemacht, und im selben Augenblick hatte mein Junge seinen glückseligen Ausdruck geändert. Satt war er, aber es fehlte ihm etwas. Unstilllich flog es über sein Gesicht wieder wie Sonnenschein über ein Blumenbeet, sobald Gelbchen aufs neue losfsmetterte. Ich saß auf dem unteren Ende der Chaiselongue und hatte mich über das Kind gebeugt. „Ne — äh“ stöhnte es vor Lust und griff mit den Händchen zu mir herauf. Ich bog mich näher, es war doch neugierig, was es anstiften möchte. Da hatte es schon mit allen zehn Fingern meinen Backenbart gepackt und zerte daran mit „ä“ und „äh“, daß ich nahe daran war, vor Schmerz aufzuschreien. Und doch brachte ich es nicht über mich, seine kleinen Krallen zu lösen. Kurze, weiche Fingerlein mit so wunderniedlichen, durchsichtigen Nägeln dran. Wie sie diese neue schöne Spielzeug, den Backenbart, fest packten! Und da hatte die eine Hand des Spielzeugs noch viel mehr entdeckt und bohrtete sich in meine Nase oder zur Abwechslung in meine Augen. Und damit nichts ihm fehle, griff er zu meiner Gemuthung mit beiden Händen nach der blauen baumelnden Uhrkette, was mich auf den guten Einfall brachte, ihm die Uhr an das durchschimmernd rosige Dchlein zu halten. Das war der Wunder zu viel auf einmal, zu viel des Glückes: ein sonniges Lächeln überglänzte sein holdes Gesichtchen, und ehe ich wußte, wie es gekommen, hatte ich ihm den feuchten Mund, die Nase und die Augen geküßt. O wie er da losprüstete, zweimal, dreimal: mein stachliger Bart mußte ihm in die Duere gekommen sein.

Gelbchen hatte seit einer Weile zu schlagen aufgehört und piepte nur schwächlich. Ich kannte seine Sprache; ihm fehlte Wasser oder Futter. Wichtig, es vermiedte sein Trinktöpfchen, um sich die kleine Singfederle anzufruchten. Ich ging zum Bauer und versorgte das Tierchen. Aber da fragte mich auch schon von der andern Fensternische ein wohlbekanntes Stimmchen wimmernd nach, und es strebte mir mit zappelnden Gliedmaßen zu. Ich machte dem Kindle Zeichen mit Hand und Mund: es hörte mit Klagen auf und folgte mir noch aufmerksam jeder meiner Bewegungen. Es fühlte sich nicht mehr einsam und vernachlässigt, solange seine Augen mit meinen zusammenhängen.

An der Korridorthur klingelte es. Lästige Störung! Aber ich mußte öffnen. Der Briefträger mit der zweiten Sonntagspost; der aber machte große Augen, als er aus meinem Arbeitszimmer das Jammergeschrei des verlassen Knaben vernahm. „Meine Schwester ist zum Besuch gekommen“, log ich entschuldigend, „und hat ihren kleinen mitgebracht.“ Dann kehrte ich mit Sprungschritten zu meinem Gros auf dem Tigerfell zurück. Sofort ward er wieder der artige kleine Engel von vorn. Gott, ist das leicht, solch ein Kind zufriedenzustellen! Und da haben sich manche Eltern, als mache ihnen ihr eigen Fleisch und Blut das Leben schwer. Mit diesem herzigen Jungen fertig zu werden, war doch ein Kinderpiel.

Ich las keinen Brief, durchflog nur einen von meiner Schwester; du lieber Himmel, mir war, als hätte ich selbst ein Stückerl Familie im Hause und hätte nähere Pflichten. Wie das einem schnell amwächst!

Mein Vorrat an Spielzeug war erschöpft, nachdem ich es ein Weichen mit der Musik meines Schlüsselbundes versucht. Auch mein goldenes Pincenez erschöpft sein Interesse, obgleich er die Feder nur erst verbogen, noch nicht zerbrochen hatte. Ja, was nun? Hätte er meine Wortsprache so gut verstanden, wie meine Herzenssprache und Augensprache, so hätte ich ihm schon zu erzählen gewußt. Wer kannte mehr Märchen als ich, von Judien bis nach Island? Aber da fiel mir ein, wie ich auf meinen täglichen Wegen durch den Tiergarten zur Universität auf den „Babyweiden“ die Ammen und Kindernädchen zu ihren kleinsten Schutzbefohlenen lange Reden halten gehört hatte, mehr ein Vallen, als eine artikulirte Sprache; aber die Kleinen mußten das doch verstehen, sonst thäten es die Großen nicht so hartnäckig. Es hatte mir stets albern geklungen, und — auf einmal hörte ich mich selbst das dumme Zeug nachhallen, ich, ein ordentlicher Professor der Philologie! Es ging zuerst schwach genug, und die Ammen im Tiergarten hätten mir ein sehr mittelmäßiges Zeugnis ausgestellt; doch allgemach kam ich hinein und merkte, er verstand mich! Und er antwortete mir! Welche Töne! Welche unerhörten Vokale, Umlaute, Diphthongen! Welche reiche Tonleiter allein vom a bis zum e! Davon stand weder bei Sievers noch bei Trautmann, nicht bei Victor noch bei Hoffory ein Wort. Hier machte Lepsius' Universal-Alphabet schimpflich Bankrott. Ja, das wäre eine Aufgabe: Lautlehre und Grammatik dieser Sprache zu schreiben, einer Sprache, die von sicher mehr als hundert Millionen kleiner Menschen geredet wird. Mit all meiner Professorschafft und umgeben von aller Herrlichkeit meiner Bibliothek kam ich mir zum Erbarmen unwissend vor.

Das Kerlchen war müde geworden. Ich zog ihm sein Gemdchen wieder an, bettete es weich und warm und deckte es mit meinem Reiseplaid zu. Noch einmal sah es mich unter schweren Lidern an, dann war es sanftselig eingeschlummert. Ich mußte mich ganz dicht über sein Gesicht lehnen, um seinen süßen Atem still kommen und gehen zu spüren. Die langen feinen Wimpern schoben sich weit über seine unteren Augenlider. Ein paarmal zuckte es um die Mundwinkel, wie von leichten Traumschwingen berührt. Kleine glänzende Schweißperlen feuchteten die Stirn unter den überhangenden Löckchen; ich wagte nicht, sie ihm zu trocken, um ihn nicht zu erwecken.

Ich schämte mich, wie mich jetzt der Gedanke überfiel: da könntest du ja zur Polizei gehen und ihn wegohlen lassen. Hatte ich solch eine Schemlichkeit wirklich gedacht? O ja, noch vor einer halben Stunde. Wie das hinter mir lag, weit, weit, und auch tief unter mir. Mit dem Wegholen war es nichts. Erst mußte ich zum mindesten wissen und ganz genau wissen, wohin er käme? Was aus solchen Polizeikindern würde? Ob ich ihn nicht eigentlich behalten könnte? So gut wie mein Gelbchen? War er denn nicht ein verflattertes Vögelchen, aus seinem Nest gefallen, und gehörte er nicht vor allem mir, der ich ihn gespeist und getränkt und gewärmt? Die Sache hatte ja nicht bloß ihre gefühlvolle Seite; man konnte sie mindestens ebenfogut vom philologischen Standpunkte aus betrachten. War denn der schlafende Knirps nicht ein ausgezeichneteter, ein unentbehrlicher Mitarbeiter für meine Preisschrift? Ich brauchte ihn ja nur Tag um Tag zu beobachten, wie ihm das Züng-

lein mählich gelöst würde, wie aus seiner fallenden ä-äh-Sprache eine artikulierte Sprache würde, wie sich die Fäden vom Denken zum Sprechen dichter herüber und hinüber schlängelten, und ich hatte nicht nur für meine Preischrift, nein ich hatte auch für das uralte Rätsel vom Ursprung der Sprache Beistand und Lösung, wie durch nichts anderes auf Erden. Er durfte mich gar nicht verlassen, mein kleiner Mitarbeiter! Wenn ich ehrlich sein wollte, mußte ich eingestehen: ich hatte den Jungen viel nötiger, als er mich. Selbst die Frau Konfistorialrätin mit ihrer strengen spitzen Nase und ihren grauen Augen voll erbarmungsloser Moral schreckte mich nicht mehr. Am Ende war ich weder ihr Mann, noch ihr Schwiegerjohn, und auf ihre Sonntagabendthees konnte ich gramlos verzichten. Mit der Konfistorialrätin war ein Fall wie dieser überhaupt nicht zu verhandeln; dazu bedurfte es des Rates einer allerchristlichsten Frau, und mir fiel die Frau meines Freundes und Arztes Professors Heilenburg ein. Ja, die würde gleich wissen, wie ich es anzustellen hätte, um mir diesen ausgefakelten angehenden Mythilologen zu sichern. Zu ihr war's nicht weit, nur nach der Lützowstraße; ehe mein Junge erwachte, konnte ich hin und zurück sein. Vielleicht gar, daß die Güte —

An der Korridorhür ein wildes Klingeln! Da soll denn doch — mir das Kind am Ende aufzuwecken! Und ich sprang auf den Fußspitzen ins Vorzimmer und öffnete: Cäcilie Wirzbinska! — „Geben Sie mir mein Kind wieder, mein Kind! Wo haben Sie es?“ Und sie wollte nach einem verzweifeltten Blick rundum im Vorzimmer in mein Arbeitszimmer stürzen. „Wollen Sie auf der Stelle Ihr Geschrei lassen, Sie nichts-nützige!“

„Mein Kind, meinen Mäune will ich wiederhaben! Ach, Sie haben ihn doch noch, gnädigster, gnädigster Herr Professor?“ Und richtig, da lag sie wieder an der Erde und packte meine Hände mit ihren eiskalten, zitternden Fingern. „Wenn Sie still sind, sollen Sie ihn haben, da drinnen schläft er.“

„Gelobt sei der liebe Heiland!“ Und sie zitterte noch heftiger, aber vor Freude, und das Weinen wurde stiller. „Ja, jetzt schwagen Sie vom lieben Heiland, und vor einer halben Stunde sind Sie von Ihrem Kinde weggelaufen. Es hätte sich ja totschreien können, Sie — Sie — schlechte Person, Sie!“

„Ja, das habe ich mir auch gesagt, wie ich da unten entlang lief, am Kanal, und darum bin ich wieder hier, gnädiger Herr. — Ach ja, ach ja, ich weiß schon; aber wohin sollte ich mit ihm in der Kälte, nicht einen Pfennig in der Tasche, und in meiner Schlafstube wollen sie mich auch nicht mehr, ich habe schon seit acht Tagen kein Schlafgeld bezahlt. Das letzte Geld war von meinem Verlobungsring, den habe ich verpfändet, und davon habe ich meinem Mäune alle Tage einen Liter beste Milch und für mich ein paar Schrippen von gestern gekauft. So, nun wissen Sie es, Herr Professor, warum ich ihn hier gelassen habe. Ach es war zu kalt unten, ich meine für das Kind.“

Sie weinte, wie ich nie zuvor einen Menschen habe weinen hören und nie wieder einen hören möchte, und dabei zwang sie sich noch, um nicht gar zu laut zu weinen. „Ach, nun darf ich ihn wohl wieder an mich nehmen, guter, hochgeehrter Herr Professor? Ja?“ Und sie sprang dem Arbeitszimmer zu.

„Erst hören Sie auf zu weinen,“ dabei packte ich sie am Arm. „Sie wollen den Mäune wohl aufwecken!“ Sie lächelte schon ein bißchen unter Thränen. „Von hier aus können Sie ihn sich ansehen; da, sehen Sie, wie er schläft? Und satt ist er auch, beruhigen Sie sich nur.“

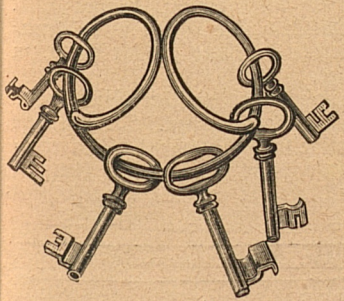
Sie weinte noch soeben, aber die Gewässer verließen sich schon, und aus ihren großen Rehaugen leuchtete es wie milder Sonnenschein. Und nun geschah das Seltsamste in dieser ganzen Geschichte: sie hatte noch dieselbe kleine polnische Nase, dieselben Pochenarben wie vorher, ihre Schultern waren nicht gerader und ihre Magerkeit nicht geringer geworden, und trotz alledem war nichts mehr von ihrer früheren lächerlichen Hässlichkeit zu entdecken. Ich sah nur eine arme Mutter, die bereit schien, sich die Adern öffnen zu lassen für ihr Kind, durch das sie ins Elend hinausgetrieben worden. Wenn ich jetzt nicht mannhafte Worte gefunden, ich glaube, ich hätte mich vor der Person unheilbar blamiert und hätte mit ihr um die Wette geweint. Statt dessen schnauzte ich sie an: „Der Mäune bleibt hier, bei mir, verstehen Sie, Cäcilie Wirzbinska, für lange, für recht lange, und Sie können nun auch gleich hier bleiben! — Wollen Sie mal das verdammte Herumrutschen auf der Erde sein lassen! — Also Sie bleiben hier und führen die Wirtschaft, selbstverständlich nicht ohne Lohn. — Sie sind wohl nicht geistig, wie werde ich Sie ohne Lohn behalten? Und jetzt gehen Sie in die Küche und schauen Sie zu, ob Sie für sich etwas zu essen finden, und wenn nicht, dann holen Sie etwas, hier sind fünf Mark. Und wenn Sie die alte Heulerei nicht lassen, oder mir gar den reizenden Bengel aus dem Schlaf heulen, so schicke ich Sie weiß Gott auf die Polizei! So!“

Und als sie mir nun doch nach dieser strengen Ansprache meinent die Hände küßte und zu schluchzen versuchte: „Ach, lieber, guter Herr Professor, ich will jeden Morgen und Abend für Sie beten, und mein Mäune auch, und — ach — da sah die Person ordentlich schön aus, nicht hübsch, Gott bewahre, sondern schön. Ich denke, es waren ihre Augen.“

— E n d e. —

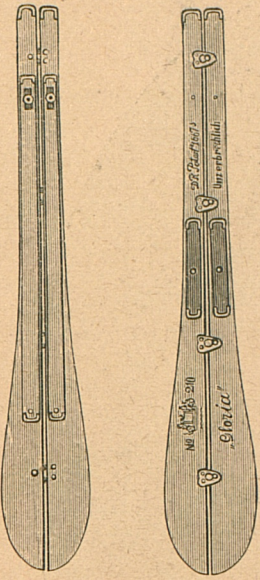
Allerlei fürs Haus.

Trioschlüsselring. Aus einem wohlbelegten Schlüsselbund einen Schlüssel herauszufinden, ist nicht immer leicht, ein erfindlicher Kopf hat daher den nebenstehend abgebildeten Schlüsselring erdacht, der die Schlüssel in drei getrennten Gruppen und auseinander hält. Die Einführung der Schlüssel erfolgt auf einfachste Weise, indem man die Enden des kräftig federnden Stahl-drahtes, beziehungsweise die Berührungspunkten der beiden Schließen auseinander drückt. Die Drahtenden sind knopf-



artig abgerundet, sodas keine scharfartige Stelle das Taschensutter beschädigen kann. Angefertigt wird der Trioschlüsselring durch die Aktiengesellschaft für automatische Verkauf, Berlin, Charlottenstraße 13.

Unzerbrechliche Korsett-schließen. Die zu einer wahren Kalamität sich gestaltende Zerbrechlichkeit der Korsettschließen hat zur Erfindung von Blanchettes geführt, die unzerbrechlich sind und unter dem Namen „Gloria“ von der Fabrik Aug. Kohnstadt u. Co. in Darmstadt in den Handel gebracht wurden. Vor den übrigen Spiralfeder-, Scharnier- u. Blanchettes hat dieses Fabrikat den Vorzug, daß die Federn in der Mitte durch ein besonders einfaches und sinnreiches Verfahren beinahe unzerbrechlich gemacht sind (vergl. Abbildung), daß auf der inneren Seite die vorstehenden Ver-nietungen bedeckt erscheinen und daß sich die Schließe nicht wie ein Scharnier nur an einer einzigen Stelle biegt, sondern in einem Bogen. Dadurch wird also ein Durchstoßen des Stoffes des Korsetts und der Unterkleider vollständig vermieden.



Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Februar“.

Fig. 1. Gesellschaftskleid aus Crêpe de Chine und Atlas. Der Rock aus Taffet ist am unteren Rande auf der Innenseite mit einer gezähnten Taffetrüsche, auf der Außenseite mit einer 6 Cent. breiten plüschierten Frijur, sowie mit einem 25 Cent. breiten Volant aus Crêpe de Chine in doppelter Stofflage ausgestattet, dem ein etwa 560 Cent. weiter, den Rock bedeckender, am oberen Rande eingereicherter Teil aus letzterem Stoff aufliegt. Die Garnierung des Rockes bilden vorn drei je 10 Cent. breite Atlasbänder, deren untere Quer-seiten mit Bandschleifen befestigt werden, sowie an den Seiten je eine 45 Cent. breite, mit Goldfäden durchwirkte Guipürebordüre, welche am hinteren Rande je einem 13 Cent. breiten Atlasstreifen in doppelter Stofflage übertritt. Die Schleppe besteht aus einer 264 Cent. langen, 55 Cent. breiten Atlasbahn, das mit weißem Atlas unterlegt und mit Gezein-lage versehen ist; dieselbe wird an der einen Längenseite zusammengeheftet, an den Querseiten, die den unteren Rand der Schleppe bilden, nach den Seiten hin abgerundet und in der oberen Mitte dicht gefaltet der Taille ausgefaltet; außerdem werden die reversartig umgelegten Längenseiten der Schleppe, 30 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, dem Rock ausgefaltet (siehe die Rückansicht). Die kurze Schnebentaille aus Atlas ist hinten geschnürt und auf dem linken



Vorderteil faltig mit Crêpe de Chine bekleidet, dessen Ansatz schräg aufliegende Guipürebordüre deckt, welche sich über die rechte Achsel auf den Rückenteilen fortsetzt und dajelbst dem Schluß der Taille übertritt. Die Puffärmel aus Crêpe de Chine begrenzen mit Spitze überdeckte Bündchen; den Ausschnitt der Taille umgibt eine langquertierte Frijur aus Crêpe de Chine.

Fig. 2. Gesellschaftskleid aus Crêpe de Chine und Seidendamast. Das Kleid hat einen vorn 102, hinten 180 Cent. langen, am unteren Rande 360 Cent. weiten Rock mit gerundeter Schleppe, den eine gezähnte Seidenrüsche begrenzt. Vorn liegt demselben ein oben 30, unten 60 Cent. breiter, geraffter Teil aus Damast, an den Seiten je ein 140 Cent. breiter Teil aus Crêpe de Chine auf, die man am oberen und unteren Rande in Falten gereiht, an letzterem nach innen umgelegt dem Rock aufgenäht und am hinteren Rande mit geknüpfter Seidenfranse begrenzt hat; außerdem schließt sich dem vorderen Teil, den Crêpe de Chine-Teilen über-tretend, je ein 130 Cent. breiter Garniturteil aus letzterem Stoff an, die man mit Franse begrenzt und in der Weise der Abbildung, Zipfel bildend, arrangiert hat. Hinten liegt dem Rocke eine 56 Cent. breite Damastbahn auf, welche, oben in zwei je 6 Cent. breite Valfalten geordnet, ein breites Köpfcgen bildend, der Taille ausgefaltet wird. Letztere ist aus Damast gefertigt, hinten geschnürt und am oberen Rande mit einer 3 Cent. breiten Crêperüsche begrenzt, welcher das Netz der Franse aufliegt; Franse überdeckt auch die kurzen Puffärmel.

Bezugsquelle: Bonwitt u. Littauer, Berlin, Behrenstraße 26*.

Rätsel.

In Deutschland wie in Frankreich stellt Mein erstes Wort den Vater dar. Das zweite gab der römischen Welt Nachwinters Ende jedes Jahr.

Das Ganze bringt Vergessenheit Des Schmerzes, der dein Herz betraf, Weil selbst zu goldner Tageszeit Es dich verjert in tiefen Schlaf.

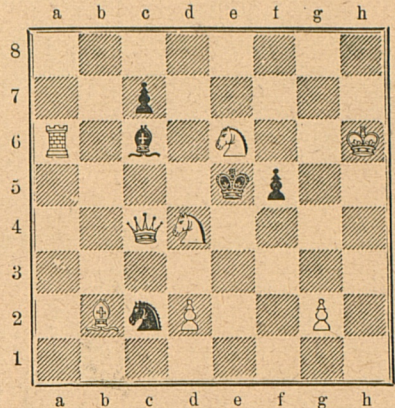
Dr. M. Paul.

Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 257 Seite 20.

Aufgabe Nr. 259.

Von Frau L. R. Kowland. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

- 1. T d 1 — d 2 Schwarz.
- 1. S b 1 n d 2. Weiß.
- 2. S e 2 — d 4 (c 1). Schwarz.
- 2. K e 2 b 3. Schwarz.
- 2. S a 3 — b 1 oder anders. Weiß.
- 3. T d 2 n a 2 oder d 1 matt. B. Weiß.
- 1. Schwarz.
- 1. S b 1 — c 3. Weiß.
- 2. K c 2 n c 3. Schwarz.
- 2. K a 1 — b 1. Weiß.
- 3. T d 2 — d 1 matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 110 Seite 20.

Die Erparnisse der jungen Dame beliefen sich auf 66 Thaler. In der ersten Woche gab sie die Hälfte 33 und außerdem 3 aus. Es blieben daher 30 übrig, von denen sie in der zweiten Woche die Hälfte 15 und außerdem 4, im ganzen 19 fortnahm. Sie besaß daher schließlich nur 11 Thaler, den sechsten Teil jenes ursprünglichen Betrages.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 112.

mein	be	dir	zest	kar	mit
es	gelu	so	stand	und	vö
der	du	gen	auf	din	schen
bern	den	än	berst	ver	ti
an	ben	fi	schon	ist	fil
als	gan	pran	te	get	kannt

Die in das nebenstehende Bierdeck eingetragenen Silben bilden ein Rätselgedicht. Werden diese in der richtigen Anordnung mit den aufeinander folgenden Ziffern bezeichnet dann ergeben die Ziffern jeder wahren und jeder fent-rechten, ebenso jeder der beiden Diagonalreihen die Summenzahl 111.

Wie lautet das Rätsel und seine Lösung? Und aus welchen Ziffern besteht das (magische) Quadrat?

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnententreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. M. v. F. in V. Die Influenza muß zu den Infektionskrankheiten gezählt werden, d. h. zu denjenigen Erkrankungen, die durch das Eindringen von Mikro-Organismen (Bakterien) in den Körper hervorgerufen werden. Auch bei der Influenza ist nach Prof. Rothmager anzunehmen, daß die — wohl durch die Lungen — in den Körper aufgenommenen Bakterien Vorgänge im menschlichen Körper anregen, durch welche ein eigenartiges Krankheitsgift erzeugt wird. Dies Gift ist es, das dann das klinische Bild der Influenza, ihre Krankheitsmerkmale hervorruft. Bei der verschiedenen Widerstandsfähigkeit der einzelnen Organe gegen das Krankheitsgift sind auch die Krankheitsmerkmale von großer Mannigfaltigkeit, nicht selten derart, daß man glauben könnte, in zwei Fällen zwei ganz verschiedene Krankheiten vor sich zu haben.

G. N. in Leipzig. Leider nicht druckreif.
G. N. in Wien. Wir kommen Ihrem Wunsche nach und bringen das nebenstehende Bildnis der österreichischen Schriftstellerin Anna Forstner-heim, die im Alter von nur 43 Jahren am 3. Oktober vorigen Jahres in Bösln gestorben ist. Frau Forstnerheim gehörte zu jenen weiblichen Erscheinungen, die ihren Beruf mit tiefstem Ernst erfaßten, und verband ein reiches Wissen mit poetischem Talent und organisatorischem Geschick.



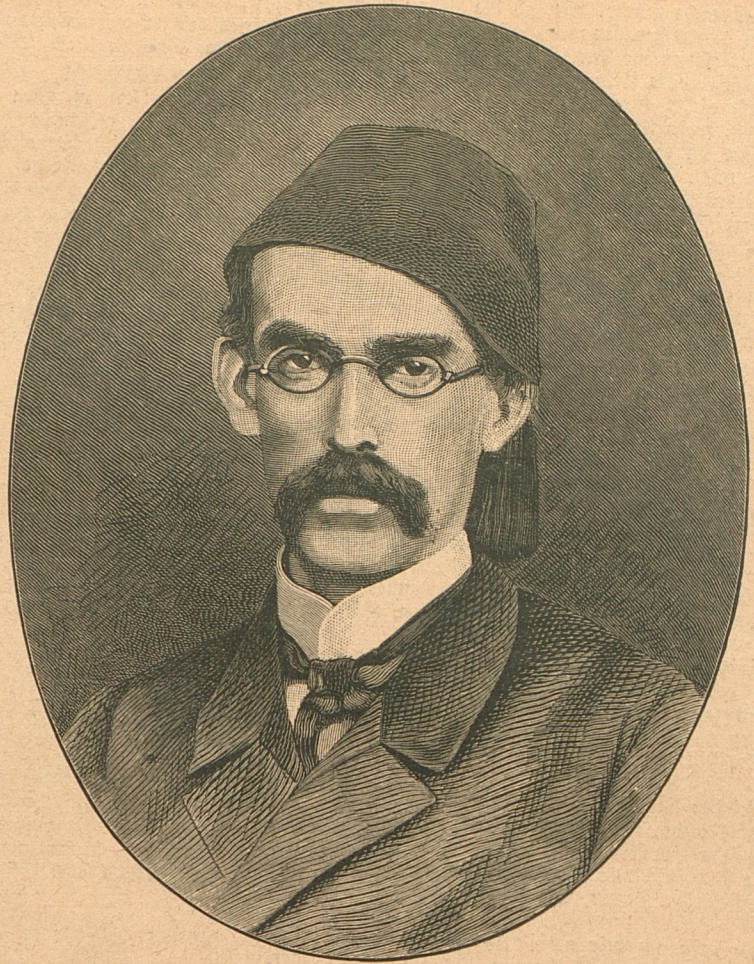
Ein zweites, das eine noch weit größere Kraft der Darstellung und Empfindung verrät, wurde gleichfalls von Lewinsky in Desterreich und Rumänien gerichtet. Eine ihrer geschichtlichen Abhandlungen „Ein neues Fürstentum in alter Zeit“ fand in Naumers „Historisches Taschenbuch“ im Jahre 1880 Aufnahme. Seit Jahren beschäftigte sich die Verstorbenen mit der Durcharbeitung eines mehrbändigen Romans: „Der Haubering des Herzens“, der jetzt im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheint. Auch ein Bändchen lyrischer Gedichte ist noch ungedruckt. Die Bestrebungen ihrer Kolleginnen förderte die hochherzige Frau, wo sie nur konnte, und in erster Linie ist es ihrer Energie zu danken, daß der „Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien“ gegründet wurde und sich so kräftig entfalten hat. Eine wackere, begabte, von edelsten Bestrebungen erfüllte Frau ist mit ihr dahin gegangen. Ehre ihrem Andenken!

Gutsbesitzerin K. M. in L. Für die Abendbeleuchtung sind Grün, Orange, Gelb und die wärmeren Schattierungen von Rot die vortheilhaftesten Farben; unvorteilhaft dagegen sind für die Abendtoilette Violett, Blau, Ultramarin und die kälteren Nuancen von Rot und Rosa.

„Herblättchen“ in B. Wir sind ganz Ihrer Meinung: „Drängt's dich nicht zu irdischen Ergüssen — Mache nicht! — Hast dennoch Berse du gerissen — Druck sie nicht!“ Darum drucken wir sie auch nicht.



Henri M. Stanley.



Emin Pascha (Dr. Ed. Schnitzer).

Zwei Kulturapostel.

Nachdruck verboten.

In aller Munde sind die Namen der beiden Kulturapostel, welche, nach jahrelanger Verschollenheit im tiefsten Innern des unbekanntem „schwarzen“ Erdteils, vor kurzem in den Bereich der Civilisation zurückkehrten: Emin Pascha und Stanley. Unsere Leserinnen werden uns Dank wissen, wenn wir ihnen die beiden gefeierten Helden, die gegenwärtig im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehen und um deren Person schon bei Lebzeiten die Phantasie einen Sagenkranz geflochten hat, in Wort und Bild näher führen.

Stanleys Expedition zur Befreiung Emin Paschas hat eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner ersten Afrika-Expedition, die der Auffindung Livingstones galt. Im Dienste des Khedive von Aegypten war Emin vor dreizehn Jahren in das Herz Afrikas eingedrungen, im Dienste des Khedive hat er dort elf Jahre lang eine große Provinz beherrscht, die von dem ägyptischen Herrscher selbst längst schon aufgegeben war. Einer Anstrengung ohne Gleichen bedurfte es, um Emin „den Getreuen“ aufzufinden und aus seiner Abgeschlossenheit zu befreien. Die Welt hat sich daran gewöhnt, von Stanley, dessen verschiedene Reisen durch den dunklen Erdteil erst die Hauptcharakterzüge der Geographie Mittelafrikas klarlegten, nur glänzende Erfolge zu sehen, und sein Stern und seine Thatkraft haben dem kühnen Forscher, der heute im 47. Lebensjahre steht, auch diesmal zum Erfolge verholfen.

Ob Emin seinem Befreier Dank weiß, mag dahingestellt bleiben; ist doch erst durch Stanleys Erscheinen der Angriff der Machthaber und der Zusammenbruch der Herrschaft Emin's hervorgerufen. So viel indes ist gewiß, daß Emin mit beispielloser Kühnheit, inmitten zahlloser Feinde, völlig abgeschnitten von der europäischen Kultur, mehr denn ein Jahrzehnt seine schwierige Stellung gehalten hat und daß diese Treue und unbegrenzte Standhaftigkeit zum mindesten die gleiche Bewunderung verdienen, wie Stanleys Zug zu ihm.

Für uns Deutsche hat die Person Emin's noch eine besondere Bedeutung, weil derselbe ein Landsmann von uns ist: Emin, der deutsche Gouverneur mit arabischem Namen, heißt in Wirklichkeit Dr. Eduard Schnitzer und ist zu Duppeln in der preussischen Provinz Schlesien am 28. März 1840 geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Neiße studierte Schnitzer in Breslau und Berlin Medizin. Die Sucht nach dem Unbekannten und die besondere Vorliebe für Naturwissenschaft bestimmten den jungen Arzt, sich in der Fremde ein Berufsfeld zu suchen. So trat er denn, nachdem er schon von 1864 bis 1873 in der Türkei als Arzt gewirkt, im Jahre 1876 als „Dr. Emin Bey“ in ägyptische Dienste. Hier lernte er Gordon, den Helden von Kartoum, kennen, der mit der Verwaltung der neugegründeten Äquatorialprovinz, der südlichsten des ägyptischen Reiches, betraut war. Als Gordon zum „Hochkommandant“ des ganzen Sudan avancierte, wurde Emin zum Gouverneur der Äquatorialprovinz mit dem Sitz in Lado ernannt. Beim Zusammenbruch der Macht Gordons mußte sich Emin dann vor den Horden der Machthaber südwärts zurückziehen und nahm seinen Wohnsitz in Wadelai, wo Stanley ihn in der Fülle der Macht und an der Spitze eines großen Heeres vorfand. Durch seinen ungewöhnlich langen Aufenthalt in den tropischen Gebieten Afrikas und durch seinen nie ermattenden Sammelfleiß hat Emin zur Erforschung jener Länder- und Völkerschaften, des Klimas, der Fauna und Flora mehr als irgend ein anderer beigetragen.

In den Fabeln über die glückliche Ankunft der beiden Kul-

turapostel auf gesichertem deutsch-ostafrikanischem Gebiete fiel ein schriller Mißklang, als die Kunde von dem unglücklichen Sturz Emin Paschas zu uns drang. Aber die mutigen Pioniere der gesitteten Welt, die das Licht der Civilisation in unbekannte dunkle Länder tragen, haben auch dann nicht vergebens gearbeitet, wenn es ihnen nicht vergönnt ist, die Heimat wiederzusehen: ihr Wirken dauert über ihren Tod hinaus; das gilt von Livingstone und Gordon und wird in noch höherem Grade von Emin gelten, der länger und erfolgreicher als alle übrigen in Centralafrika thätig gewesen ist.

G. D.

Das Rezeptbuch der Familie.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Nachdruck verboten.

Der Rat des Arztes an den Kranken besteht neben den mündlich erteilten Verhaltensregeln meist in einer geschriebenen Anweisung für den Apotheker, welche die zur Anfertigung der Arznei erforderlichen Bestandteile enthält und Rezept genannt wird. Bei manchen Nationen, wie z. B. den Franzosen, wird das letztere in der Landessprache verfaßt; bei den meisten aber (wie auch bei uns) lateinisch, woher auch der Name für den ärztlichen Befehl (recipe: nimm!) an den Apotheker stammt.

Wie die tägliche Erfahrung lehrt, ist diesem Dokument fast durchgängig nur eine sehr kurze Lebensdauer beschieden. In den Augen der großen Menge verliert es ja nach abgelaufener Krankheit seinen Wert und verschwindet daher bald spurlos; nur selten hält man es, sei es aus dankbarer Pietät oder Fürsorge, sei es aus anderen Gründen für der Mühe lohnend, es aufzubewahren. Wozu auch? Die Krankheit ist ja vorüber, und giebt es — im Notfall — nicht Aerzte in Hülle und Fülle, von denen man sich ein neues ausbitten kann?

Ein neues? Ja wohl! Ob aber auch immer daselbe, das sich dereinst in schwerer Gefahr oder äußerstem Schmerz so trefflich bewährt hat? Oft lebt der Helfer, der es verschrieben, nicht mehr oder ist verzogen und kaum, vielleicht erst zu spät, zu erreichen! Auch der Fall ist denkbar, daß der Arzt, wenn er auch gegenwärtig, sich des verordneten Mittels oder der Höhe seiner Dosis nicht mehr zu erinnern weiß. Bei wichtigen und eingreifenden Arzneien kommt es aber gerade auf das richtige Quantum sehr an: die zu kleine Gabe bleibt ohne Wirkung, die allzugroße stiftet gar noch Schaden! Wie sehr vermißt der Kranke da das alte liebe Rezept, wie gern, wenn man es ihm reichte, würde er es mit Gold aufwiegen!

Auch für den Arzt kann die Kenntnis eines in einem Krankheitsfall verordneten Mittels unter Umständen von großer Wichtigkeit sein, besonders dann, wenn er den Kranken bisher nicht behandelt hat. War das Mittel von Nutzen, so kann es einfach von neuem gebraucht werden; war es schädlich oder erfolglos, so greift er zu einem andern und braucht die oft kostbare Zeit nicht nutzlos zu verträdeln. Auch kann ihm in nicht ganz klaren Fällen die gebuchte Verordnung seines Vorgängers einen wertvollen Anhalt zur Feststellung der Diagnose geben. Er liest ein einziges Wort auf dem Rezept: z. B. Digitalis, Chinin, Salicyl, Jodkali — und schon steht ihm das ganze Krankheitsbild vor Augen, er wird in der Behandlung keinen Fehltriff begehen.

Manche Kranke haben einen bestimmten Widerwillen gegen

gewisse Mittel, sie vertragen z. B. kein Morphin, weil daselbe sofort unstillbares Erbrechen und Kopfschmerzen, kein Chinin oder Salicyl, weil es gräßliches Ohrensausen, kein Antipyrin, weil es die furchtbarsten Nervenzufälle hervorruft — wie nützlich für den Arzt, wenn er aus der vorgelegten Rezeptensammlung rechtzeitig die eigentümliche Wirksamkeit dieses oder jenes Mittels erfährt, welches er um ein Haar dem Patienten verschrieben hätte!

Je zahlreicher eine Familie, um so häufiger ereignen sich Krankheitsfälle in ihr. Manche ihrer Mitglieder zeigen sich oft schon von Jugend an, sei es aus erblicher Belastung, sei es infolge überstandener Kinderkrankheiten, mit längerem Siechtum, z. B. Stropheln oder Nervenübeln behaftet. Eine lange Leidensgeschichte drückt sich in den ärztlich verordneten Rezepten aus, welche deutlicher sprechen als die ausführlichste Lebensbeschreibung. Endlich siegen die Jugendkräfte; anscheinend sind die bösen Dämonen für immer überwunden — allein sie brechen in späteren Jahren in anderer Gestalt mit anderen Qualen von neuem hervor. Wie wichtig wäre es für den Arzt, der dann die Stelle des früheren einnimmt, die ganze Entwicklung des Leidens in all seinen verschiedenen Epochen aus der frühesten Jugendzeit bis zuletzt kennen zu lernen! Wenn er wüßte, wie sein Kollege das Uebel auf- und angefaßt! Doch jene Zeugen der Vergangenheit sind für immer verstummt und in alle Lüfte verstreut, dahingeflattert, leicht wie der Stoff, aus dem sie gewebt waren.

Solche Nachlässigkeit gegenüber den Denkmälern ärztlichen Mühsens und Denkens bestraft sich an ihren Urhebern nicht selten recht hart; kein noch so beredter Laienmund verkündet die Natur eines Leidens und die Ansicht des Arztes darüber so klar und bestimmt wie das Rezept.

Bedenken wir außerdem, daß nicht selten sowohl ernsten als auch scheinbar leichten Krankheiten noch in spätesten Jahren schlimme Nachzügler folgen, so wird die Aufbewahrung auch der älteren Rezepte uns noch wichtiger und notwendiger erscheinen; gewinnt doch der Arzt aus diesen einen tiefen Einblick in den Ursprung und die Entwicklung des Uebels zu seiner gegenwärtigen Gestalt.

Ich glaube damit hinreichend dargethan zu haben, wie sehr es dem Interesse des Laien und nicht minder dem des Arztes dient, wenn die im Laufe der Jahre den Familiengliedern verordneten Rezepte sorgfältig und vollständig aufbewahrt werden. — Wie schützt man aber die Sammlung vor Verlusten? Zettel verzetteln sich leicht, Blättchen verfliegen bald auf Nimmerwiedersehen, möge man sie auch in Schachtel und Mappe noch so sicher verwahrt glauben. Die einzige Möglichkeit, Rezepte in ihrer Vollständigkeit zu erhalten, besteht in der Eintragung derselben in ein besonders dazu angelegtes Buch, in welches der Arzt seine Verordnung bei jedem Besuch einträgt; Rezepte, die der Arzt in seiner Behausung verschrieb, werden natürlich dem Buch gleichfalls einverleibt.

Auf diese Weise bildet sich allmählich im Laufe der Jahre ein gesundes Familienarchiv, das durch Bemerkungen über den Verlauf der Krankheit leicht ergänzt werden kann. Generationen finden in diesem Buch ihre Leiden und Schmerzen, aber auch die Mittel, die zur Genesung geführt haben, zu dauernder Erinnerung verewigt.

Bisher habe ich den Brauch eines Familien-Rezeptbuches nur in äußerst seltenen Fällen wahrgenommen. Möchten diese Zeilen zu seiner größeren Verbreitung beitragen! Dem erfindungsreichen Geist unserer Industrie bietet sich hier eine Gelegenheit, für neugegründete Hausstände ein anmutig ausgestattetes Hochzeitsgeschenk in Form eines Rezeptbuches zu erfinden!

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Februar“.